

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 241.

Donnerstag, den 11. Dezember.

1913

40) Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Ein einstimmiger Schrei aus tausend Kehlen stieg auf; und überdies übertäubte er das Tosen der Flammen und das Heulen der Luft durch die brennenden Rohre. Von der Frontkette waren Signale gegeben worden, daß die Mauern im Begriff waren, einzustürzen.

Auf einmal jagte alles in wilder Flucht nach rückwärts. Mit Pferden, Wagen, Karren und Feuerspiken sprengte die ganze Abteilung nach Norden zu. Es sah aus wie ein sinnloses, ungeordnetes und haltloses Gebaren: in Wirklichkeit war es eine nach allen Regeln geleitete Bewegung. In fünf Minuten lag der ganze Platz vor dem brennenden Getreidekomplex verödet. Das dem Untergang geweihte Elevatorgebäude stand jetzt in der vollen Beleuchtung von vier Reflektoren auf einem großen Motowagen, der auf dem Bahndamm angefahren war, da.

Und in diesem Licht sah Helge, der dem Zeitungswagen bis zu einem Maschinenschuppen auf einer gemauerten Anhöhe gefolgt war, einen Anblick, vor dem ihm die Schweißtropfen in jeder Pore sekundenlang zu Eisperlen erstarrten.

Mitten auf dem Platz, keine zwanzig Meter von dem todgeweihten Gebäude, stand Frank Holme.

Ein Laut unaussprechlicher Angst gurgelte in Bendels Kehle. Er wollte auch deuten, aber sein Arm hina ihm leblos, wie von einer Lähmung getroffen herab. — Sah denn keiner außer ihm das schwankende Knochengeriüst dort unten, das trotz der Hitze noch immer ein paar Schritte näher heran zu taumeln versuchte?

Doch, sie sahen es; und auf neue stieg ein Ruf des Entsetzens aus aller Munde. Und nicht nur das — von der linken Flanke her galoppierte ein Spritzenwagen den Abhang hinunter.

Aber es war zu spät.

Helge sah den todkranken Künstler plötzlich vornüber stürzen. Er hatte die Hände in die Höhe gestreckt, und einen Moment lang glied er einer Gestalt, die sich zu einem Sprung oder einem eingebildeten Flug anschickt. Die Geste war zu einer Parodie auf die Pose des Modells an jenem Abend oben im Klub.

Ein seltsam schaubendes, knirschendes Geräusch ward hörbar. Wendel sah, wie die Soldaten die scheuenden Pferde umwandten und zurückgaloppierten. In nächsten Augenblick stürzte die ganze, völlig durchglühte nördliche Hauptmauer ein.

Man blickte in ein weißes Meer; darauf wogte ein erstickender Rauch über die inneren Höfe hin. Alles war rot. Es sah aus, als erhöbe sich von der Erde bis zum Himmel ein knisterndes, alles verschlingendes Baalsfeuer. Helge stürzte gegen das Dunkel hinter den Lokomotivschuppen hinunter, wo alle Fenster Scheiben zerprungen waren. Da und dort und überall sah er Menschen umfallen.

Von wirklichem Grauen erfaßt — einer Angst, die wie mit Krallen sein Hirn packte — rannte er nach Norden zu. Dort, auf den lichterstrahlenden Avenuen hörte er von heiseren Whislystimmen die Extranummern der Zeitungen ausfahren. Aber erschöpft und mit stechender Milz irrte er weiter, und auf Kreuz- und Querwegen gelangte er schließlich nach der North Clark Street.

Es war wie im Cityviertel. Die Trottoire waren voll von Männern und schlumpigen Frauen, die in Klumpen gegen den nächtlichen Himmel deuteten. Und als er sich schließlich umwandte und nach Süden zu blickte, glaubte er die Auflösung aller Dinge zu schauen.

Hoch über den niederen Wohnhäusern flammte das Weizen-Altarfeuer. Aber über dem Rauch und den Funken segelten wie riesige, brennende Fledermäuse große Feten von Sackelwand und Spreu. Brand-Vampyre, die kamen, die barrenden Opfer in Empfang zu nehmen. Und dort lag Frank, in diesem Augenblick zumachte gemacht zu weißester Asche.

Ihm war, als höbe sich der Asphalt der Straße gleich einer Wand. Und schwindelnd, während er vorüberstürzte, murmelte Helge:

— Die Hölle!

8.

Stier oder Bär?

Reuter oder —?

Wer?

Niemand wußte zu antworten. November-Dezember-Weizen ward bis über einundachtzig notiert — das deutete auf Zweidollar-Weizen. Aber ein derartiger Preis war unmöglich. Eindollar-Weizen schon war selten; wie sollte das enden? Der Krach mußte kommen. Aber wann — für wen — wie groß — wie lange? Und was dann?

Jeden Morgen im August, wenn die Börse geöffnet wurde, wurden die Stiere von einem Stampfgeschrei der Bären begrüßt, unter dem die Zahlen stiegen und fielen wie die Kugeln eines Taschenspielers. Alles schwankte wie Schiffe im Seegang, der Markt war wild und einer Panik nah, die Fluktuationen waren fabelhaft und der Weizen wechselte zehnmal in der Minute den Besitzer. Zufuhr und Ausfuhr sahen auf den Bulletin ganz ebenso wirt durch-einandergemengt aus wie ein Eisenbahnfahrplan, und selbst Eingeweihten ging der Sinn verloren. An der schwarzen Tafel der Börse wurden jeden Tag ein halb Duzend Maklernamen angeschlagen, die ihre letzten Wurzelbäume gemacht hatten und nun auf immer aus dem Gewimmel verschwand. Selbst der Schwede, den seine Landsleute als einen kleinen Gott-Vater betrachtet hatten, Bob Lindberg, ein bedächtiger Schlaubauer, mußte einen bitteren Abgang nehmen. Ihm glückte es noch, zu rechter Zeit sein Haus und Geschäft auf seine Frau überschreiben zu lassen; sonst hätte der Emporkömmling als Bettelmann die gefährliche Walfstätt verlassen. Dasselbe begegnete Anselm Mayer, einem wirklich großen Makler und — im Gegensatz zu Lindberg — einem geriebenen Geschäftsmann, dem das Spekulieren im Blute lag. Aber der fattelte um und wurde Bär, und das kostete ihn sein Vermögen, und ums Haar auch seinen großen Palast in Lincoln Park. Mehrere ältere Firmen zogen sich ganz aus dem Spiel zurück, wenn auch mit Verlust, schlossen ihr Kontor und warteten ab.

Reuter war längst wieder zurück. Aber in diesem steinernen Antlitz war nichts zu lesen. Das hierfartige Lächeln war jeden Tag dasselbe. Dasselbe bei der Eröffnung der Börse, dasselbe beim Schluß. Und jeden Tag wiederholte sich dasselbe Phänomen. Wenn die Uhr auf eins ging, kam Haltung über das Ganze; die Parteien schlossen zugunsten des Weizen-Corners ab, die Stiere trugen die Hörner hoch und die Taten der Bären bluteten. Jeden Tag erhielt die Liverpooler Börse — mit einem Zeitunterschied von sechs- bis sieben Stunden — das stehende Kabeltelegramm: „Grenze schließt streng. Markt Stiere.“

Und dennoch! Dennoch — etwas knackte. Die Jugen vermochten den Druck nicht in Ewigkeit zu ertragen. Weshalb kam der Corner nicht zustande? Wer hielt die letzte starke Hand auf dem Weizen? Wann würden auch diese Parteien aufgekauft sein, und wer war es wohl, der es sich leisten konnte, nicht einmal zum Zweidollar-Sturz zu verkaufen? Und — noch schlimmer — wer war mächtig genug, daß er anfangen konnte, zu Unterpreis zu verkaufen und gleichzeitig zu Ueberpreis aufzukaufen?

Als diese Entdeckung kam, stand das Herz der Börse still, der Markt hielt den Atem an, und einen ganzen Tag lang standen sich Stiere und Bären stumm gegenüber, beide Teile gleich gelähmt. Jetzt war der Krach da; jetzt galt es bloß — wen würde der Blitz treffen? Die mit einemmal unverschobenen Notierungen lagen gleich einem Gedankenstrich des Wartens über dem Tag.

Aber am nächsten Tag schleuderte Reuter den Kurs um zweieinhalb Cents in die Höhe.

Seine Armee arbeitete mit einer Präzision ohne Gleichen. Lediglich dank der überlegenen Organisation des inneren Kontors vermochte alles zusammenzuwirken, ließ alles sich zusammenhalten und vorausbestimmen. Jetzt war es kein Geheimnis mehr, wer auf beiden Seiten in der vordersten

Schlachtenlinie stand. Seit Mayer umgefaltet hatte und daraufhin gefallen war und Carthy sich gleichzeitig als Stier proklamiert hatte, wußte man, daß hinter Baring (Liverpool Jack) Tom Morris, Lew Spurter, Ake Goldsmith und Fred Brown standen. Es war eine stolze Liste, und als dann dazu noch „der Bulldog“ Stewart kam, als Nebenmann Barings, durfte man Reuters Stellung als haltbar ansehen. Aber auf der andern Seite fielen die großen Namen Sudaby, Carruthers und Marshall ins Gewicht. Sie hatten Geld, waren aber keine Getreidespekulanten. Fast der ausschließliche Maklergegner von Bedeutung war die Firma Bartlett, Frazier u. Co., die jedoch in ihrem Teilhaber Jim Patten einen unschätzbaren Strategen besaß, ebenso brutal widerstandskräftig als Reuter, aber erfahrener und fast doppelt so alt. Schließlich war da noch Gomez Bradford. Das war der Fuchs. Er war der Spieler, der sich nie in die Karten sehen ließ, und sein einschmeichelndes, südländisches Honiglächeln hatte dieselbe Süße, ob er ein paar Zweier in der Hand hielt, oder ob er einen Trumpf aufdeckte. Aber wessen Agent war er? das war die Frage. Hier lag das Geheimnis, die Ungewißheit, die Zukunft, die Entscheidung — Sieg oder Katastrophe.

Und man fragte sich:

Stier oder Bär?

Reuter oder —?

Wer?

Die frachenden Kursdonner der Börse, das Jammern der Verwundeten und das Triumphgeschrei der Sieger gaben keine Antwort. Die Preise stiegen, und Millionen der Kleingeschöpfe der Erde mußten zahlen.

In den Räumen der Kemptonlinie herrschte eine dumpfe Feierlichkeit und die englische Ordnung, wie sie ähnlich jedenfalls bisher noch kein Kontor der Schlächterstadt aufgewiesen hatte. Mr. Jay war ein Apostel der Pünktlichkeit und sein ganzes Leben eine Apotheose dieser Tugend. Hätte man sein Inneres unterjuchen, z. B. sein Herz spalten können, so hätte sich — bildlich gesprochen — die linke Hälfte sicherlich als gradlinierte Debetseite erwiesen, deren Saldo auf den Pfennig mit der Kreditseite der rechten Hälfte übereingestimmt hätte. Allen Intrigen war — als unwürdig der britischen Geschäftsleitung des Riesenbetriebs — der Garaus gemacht, und alle Probleme waren in aller Ruhe und Klarheit abgewickelt worden. Herr Rand war verschwunden, das heißt, er „befand sich auf einer Erholungsreise irgendwo im Osten, mit Urlaub auf unbestimmte Zeit“. Aus einem Privatbrief Loppings an Roth wußte jedoch Wendel, daß seinem verhaßten ehemaligen Chef, als er sich in New York vorgestellt hatte, kurz und klar der Bescheid erteilt worden war, das Geschäft bedürfe seiner Dienste nicht länger. Ja, er hatte sogar unter vier Augen von einem der allerhöchsten englischen Vertreter der Linie (so hoch war er, daß sein Name gar nicht genannt werden durfte) die Worte: Straffklage und Gefängnis hören müssen. Damit war Herrn Tenneys Abenteuer in dieser Gesellschaft zu Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Roter Mohn.

Von Ret. Marut.

Ein junges, gutgewachsenes Mädchen in einer Bluse von kräftigstem Rot, einem halblangen Rock in derbem Grau, Strümpfe in angelegentlichem Braun, Schuhe in Weiß, einen breiten, gelben Strohhut am Arm, steht inmitten einer Wiese von sattestem Grün. Jemandem fradelt sich ein schwarzer Baum in die farblose Luft. Und ganz hinten sieht man noch in dunstigem Nebelstimmer einen Höhenwald in Blau mit einem Stich ins Lila.

So sah das Bild aus, auf das Ewald Henkeberg große Hoffnungen gesetzt hatte und das trotzdem von einer Ausstellungskommission zur andern wanderte, ohne angenommen zu werden. Freilich gehen die „Ausstellungsschuster“, wie Ewald Henkeberg in seiner gehässigen Art die Mitglieder der Prüfungskommission nannte, einem so starken Talent, wie er eins ist, in weitem Bogen aus dem Wege. Und wenn er jetzt so durch die Ausstellungsräume wandelte, so konnte ihm das „eiskalte Grauen“ antommen, wenn er diese öden Meckereien und Schmierereien sah. Dagegen war ja sein „Rotgrau in Grün“, wie er sein Gemälde nannte, ein Meisterwerk, dessen sich ein Membrandt nicht hätte schämen brauchen.

Die Rotgrau, die mitten im Grün stand, kannte ich zufällig, und durch sie lernte ich dann eines Nachmittags auch Ewald Henkeberg kennen. Er schleppte mich natürlich sofort in sein Atelier, das mehr schlecht möbliertes Zimmer als Atelier war, mit und zeigte mir sein Meisterwerk. Wenn es nun auch nichts sonderlich Großes

war, so hatte er doch insofern recht, daß es wirklich in der Ausstellung Bilder gab, denen das seine an Reichtum des Gedankens und an Technik weit überlegen war. Jedenfalls sah ich auch an seinen sonstigen Sachen, daß er was konnte und sehr viel Mut besaß, eigene und originelle Wege zu gehen.

Als wir dann näher miteinander befreundet wurden, tat es mir leid um ihn, weil er trotz eifrigen Strebens so wenig, eigentlich gar keinen Erfolg hatte. Ich würde gern etwas für ihn getan haben, aber vorerst mußte er doch wenigstens einmal ausgestellt haben, denn wo und wie sollte man anknüpfen? Verdient hatte er es, ein bißchen in den Vordergrund zu rücken, und ein kleiner Erfolg schon würde ihm wieder Ansporn sein, sich kräftig in die Farbe zu setzen.

Eines Tages, so in den ersten Nachmittagsstunden, bummelten wir wieder einmal durch die Ausstellungssäle. Ich sah, wie sein Auge wehmütig an allen Papptafelchen hing, die durch ein „Verkauft“ dem Käufer meist ebensoviel Freude machen wie dem Verkäufer.

Es waren um diese Zeit fast gar keine Besucher anwesend, und die Aufseher hielten überall ihr Verdauungsschlafchen. In dem Moment kam mir ein ganz verrückter Gedanke, und ich wunderte mich nicht im geringsten, als Ewald Henkeberg meinem Gedanken seine Worte gab, indem er sagte: „Ich glaube, um diese Zeit könnte man ganz unbehelligt ein Bild einschmuggeln.“

„Ja“, sagte ich, „ich glaube schon, daß es ginge. Aber was sollte das für'n Zweck haben?“

Am nächsten Tage hatte ich keine Zeit. Aber am darauffolgenden Tage bat mich Ewald Henkeberg, ich möchte doch so gut sein und ein bißchen auf den Aufseher im Nebenraum achten, und wenn er aufwacht, sollte ich husten.

Also was geht mich denn an, was Ewald Henkeberg tun will? Ich passe auf den Mann auf und wenn er erwacht, huste ich. Sehr einfach. Alles andere kümmert mich nicht. Deshalb bin ich noch lange kein Helfershelfer. Höchstens ein tolles Mittel, dessen sich einer bedient, und das für eine Handlung nicht verantwortlich gemacht werden kann, weil es nichts davon weiß.

Nach einer Weile kam Ewald Henkeberg dann wieder zu mir und ersuchte mich, in den Nebenraum zu gehen. Hier sehe ich nun die Bescheerung. Sein „Rotgrau in Grün“ hing wohlgefällig und schmunzelnd an der Wand. Hier zwischen den anderen gleichgültigen und langweiligen bemalten Delfesen merkte man erst, wie vergnügt sein „Rotgrau“ war. Ordentlich erfrischend lebendig wirkte es in dem Raum. Es machte denselben wohlthuenden Eindruck, als wenn ein zahnloser Wig mit köhnem Salmortale unvermittelt in eine steifschläfrige Abendgesellschaft prasselt.

„Wie hast Du denn das Bild hineingekriegt?“ fragte ich.

„Gerollt natürlich.“

„Aber den Rahmen?“

„Ich habe mein Bild auf die Rückseite eines fremden Rahmens mit ein paar schmalen Leisten angeheftet.“

„Ja und das gewesene Bild? Gemaußt?“

„Werde mich hüten.“

„Wo ist es denn?“

„Das ist auf der Rückseite. Ich habe den Rahmen bloß umgedreht. Es ging zufällig.“

Ich hob den Rahmen etwas an und sah dann auch auf der Rückwand das verschwundene Bild.

„Aber der Katalog —“ fragte ich.

„Ach, das ist egal“, sagte er übermütig.

In dem Augenblick kam der Aufseher herein. Er ging schlenkernd auf uns zu. Ich kriegte schon eine Heidenangst. Aber Ewald Henkeberg sah mit Kennerblicken sein Bild an. Bald aus der Nähe, bald aus der Ferne, bald kniff er die Augen zu, bald schaute er durch ein Fernrohr. Dann bejaß er sich in seinem Taschenspiegel von rückwärts, wiegte den Kopf hin und her und machte immerfort: „Om! Om! Tze! Tze! La! La!“ Der Aufseher stellte sich dann hinzu und sagte sehr verständig: „Ja, tj—aa! Wir haben jetzt sehr schöne Bilder hier. Z. B. dies junge Weißbild hier, mit der hübschen roten Bluse ist mein Lieblingsbild. Frühmorgens, wenn ich komme, zuerst guck ich mir immer das nette Bild an. Die hübsche grüne Wiese ist zu schön getroffen. Ich bin nämlich vom Lande, müssen Sie wissen und da —“

Es hat doch manchmal sein Gutes, wenn so ein Aufseher die Gegenstände, über die er aufzupassen hat, nicht so genau kennt.

Einige Tage später denke ich, du mußt doch mal nachsehen, was sein Bild eigentlich darstellt. Ich schlage also nach und finde unter Nummer 635, die sein Bild bezeichnete, „Rotgrau in Grün“. Nun, darauf muß ich mir das Bild nochmal genauer ansehen. Ich gehe in den Saal und sehe ein Tafelchen darunter: 2X verkauft.

Das kann ja nett werden.

Während ich noch davor stehe und überlege, wie man ein Original zweimal verkaufen könne und was es Ewald Henkeberg wohl einbringen müßte, so an Gerichtslosten und dergleichen, kommt eine Gruppe Besucher in den Saal, die um einen älteren Herrn geschart ist wie die Küchlein um die Glucke. Der ältere Herr benimmt sich sehr laut, aufdringlich und dozierend. Ich erfahre denn auch bald, daß er ein Kunstakademieprofessor ist, der teils Kunstschülern, teils anderen Interessenten kunstwissenschaftliche Vorträge an der Hand des vorhandenen Objekts erteilt. Mit un-nachahmlicher Leidenschaftslosigkeit „erklärt“ er die ausgestellten Bilder. Jetzt tritt er zu Ewald Henkebergs „Rotgrau in Grün“. Er wirft einen orientierenden Blick in den Katalog, hierauf einen

schnell umfassenden Gesamtbild auf das Bild und traut dann seine Weisheit aus: „Als „Roter Mohr“ bezeichnet der Künstler sein Werk. Sie ahnen schon aus dem Titel, meine Damen und Herren, den Gedankenreichtum des vortrefflichen Meisters. Auf dem ganzen Bilde nicht eine rote Mohrblüte. Aber das ist gerade das Geniale, das Hervorstechende an dem Bilde. Das einzige Rot ist die Bluse der schlichten Mädchenfigur. Und dieses kräftige Rot der Bluse im Verein mit der unterstrichenen Schlichtheit der Figur zwingt die Ideenwelt des Beschauers sich der satten, vollen Farben des roten Mohrs zu erinnern. Es zeigt sich hier eine neue, durch und durch moderne Richtung.“ Einer der Umstehenden nahm einen Notizblock aus der Tasche und begann tüchtig zu schreiben.

„Eine moderne, längst erwartete und häufig schon angedeutete Richtung; in der Kunst nicht das auszudrücken, was man sieht, denn das wäre das Primitive, Unkünstlerische, sondern das auszudrücken, was man, durch das Bild angeregt, sehen könnte und sehen müßte. Ich recapituliere: Kunst soll nicht mit photographischer Treue Tatsachen darstellen, sondern nicht existierende Dinge sichtbar machen mit Hilfe des angeregten Intellekts.“

Die Anwesenden schauten begeistert zu dem Altmeister auf und getrauten sich vor Ergriffenheit nicht zu atmen. Der Herr mit dem Notizblock sprang eilfertig hinzu, stellte sich vor und bot den Herrn Kunsthistoriker um einen diesbezüglichen Artikel für seine Kunstzeitschrift.

Es ist ja nun einmal eine Erscheinung unserer Zeit, daß sich die Menschen mit wilder Eier auf alles Absonderliche stürzen, sei es auch noch so verrückt und grotesk. Darum ist es nicht im geringsten verwunderlich, daß der „Rote Mohr“ über Nacht im Mittelpunkt des Interesses stand und seinerwegen die heißesten Schlächten der Für- und Widerparteien geschlagen wurden. Im späteren und rein normalen Verlauf der Dinge kam die Sache natürlich an den Tag, das heißt natürlich an den Tag der Ausstellungskommission. Aus Gründen, die sich vom menschlichen Standpunkt sehr leicht erklären lassen, entschied sie zugunsten Ewald Henckedings, wobei sich Max Alett, gleichfalls vom menschlichen Standpunkt aus leicht erklärlich, mit einer anständig bemessenen Summe zufrieden gab. Das Signum konnte ebensogut Alett wie Henckeding heißen.

Aber wie alles im Leben ganz logisch und folgerichtig zugeht, so ist Ewald Henckeding seitdem in jeder Ausstellung mehrfach vertreten. Er ist der Hauptvertreter jener Richtung, bei der streng darauf gehalten wird, daß die Unterschrift eines Bildes nicht das Geringste mit dem dargestellten Inhalt zu tun hat. Daß der Henckedingismus den lungenkranken Futurismus bald und endgültig unter die Füße gestampft haben wird, steht ja — es gibt Beispiele — außer Frage.

Schließlich ist ja doch die Kunst nicht für den denkfaulen Plebs da, meint der Enob. Und also — — —

Wie Emaillegeschirr entsteht.

Von Otto Breitmann.

Unser Zeitalter, das neben außerordentlichem technischen Können mit geradezu ungewöhnlichen chemischen Erkenntnissen glänzen kann, hat sich auch an das Problem des unzerbrechlichen Geschirrs gemacht. Welcher Hausfrau hat es nicht Schaden — und zum Schaden auch noch Kerger — zugefügt, wenn plötzlich ein irdenes Gerät in Scherben ging? Immer wieder mußte Ersatz beim Töpfer gekauft werden, immer wieder mußten Scherben aus der Küche geschafft werden.

Das ist nun schon seit einer Reihe von Jahren anders. An die Stelle jener auf der Töpferdrehscheibe geformten und nach dem Glasieren im Brennofen gebrannten irdenen Ware ist ein neues Erzeugnis getreten, das Emaillegeschirr. Es ist ja noch nicht das Idealgeschirr, von ewiger Dauer ist es auch nicht, aber es verträgt doch schon einen Puff, und man kann wohl sagen, daß man sich wenigstens auf einige Jahre nicht von ihm zu trennen braucht. Vor solchen unliebamen Überraschungen wie beim irdenen Geschirr ist man bei ihm jedenfalls sicher.

So viel Verschiedenheit nun die beiden Geschirre aufweisen — bei der Herstellung beider stellen sich doch manche einander ähnelnden Bilder heraus. Bei der ersten Manipulation allerdings nicht. Wird der geknetete Ton auf der Töpferscheibe gedreht, so wird der Kern des Emaillegeschirrs, das Eisenblech, erst aus langen Stücken Schwarzeisenblechs von großen Stanzmaschinen ausge schnitten und dann von anderen Maschinen in eine bestimmte Form gedrückt. Dann bekommt sie der Rähtheftler. Der schiebt die runden, einer Hülse ähnlichen Hauptstücke von Beckern und Kannen auf ein langes Stück Eisen und schlägt die Rähthe, die von einer kleinen Handmaschine angepreßt worden sind, fest zusammen. Ein anderer Arbeiter, der an einer elektrisch betriebenen Drehbank steht, drückt die Gefäße auf einen genau hineingepaßten Holzblock, steckt ihn auf seine Drehbank und drückt den unteren oberen Rand. Von dort wandert das Stück zum Rieter. Dort werden Henkel, Füßen oder Griffe angeietet, und nun ist das rohe Stück soweit fertig, doch es zum Emaillieren vorbereitet werden kann. Bis jetzt hatte es eine durchaus moderne Prozedur durchzumachen: es wurde gestanzt, gedrückt, gewalzt und genietet. Gewalzt werden nament-

lich die unteren Ränder der Wassereimer und die gleichmäßig runden Hälften von Eimern, Kannen, Beckern, Sieben, gedrückt werden Schüsseln und Töpfe, eben das, was ohne Rast ist. Alles wird gleich zu Hunderten angefertigt. Die Emaillefabrikation ist, wie ja so viele moderne Fabrikationen, ein Massenbetrieb. Neben, vor und hinter dem Arbeiter sind die rohen Geschirre aus Schwarzblech zu Hunderten aufgetürmt und zu Hunderten liegen sie vor ihm. Jedes einzelne Stück darf in seinen Händen nur wenige Sekunden sein. Dann kommt es zum nächsten. Während in dem einen Saal nun gestanzt wird, wird im andern nur genietet. Mit Hilfe der Maschinen und der Arbeitsteilung ist im ganzen auf das einzelne rohe Geschirr nur eine Zeit von wenigen Minuten verwendet worden.

Ist das Geschirr genietet, so wird es in den Abbrennraum geschafft. Dort stehen große irdene Tröge, die mit einer Salzsäurelösung gefüllt sind. In diese wird das beim Stanzen und Zusammensetzen beschmutzte und hier und da angerostete Material aus Schwarzeisenblech gelegt. Der Mann, der dies besorgt, und der die in der Säurelösung abgebrannten Stücke herausnimmt, trägt große dicke Gummihandschuhe, die Hand und Arm vor der ätzenden Flüssigkeit schützen.

Hat die Säure die Unreinlichkeiten heruntergefressen, so wird das Geschirr mit kochendem Sodawasser abgeseuert. Nicht die geringste Unreinlichkeit, nicht ein Tröpfchen der Säure darf auf dem Blech haften bleiben, da sonst an jener unreinen Stelle auch kein Emaille haftet — und das ist ja das wichtigste am Geschirr, die jede Flüssigkeit vertragende, nie rostende Emaille. Zwar ist das Schwarzeisenblech der Kern des Geschirres, es gibt ihm die Form, den Halt, aber ohne die Emaille wäre es ein nicht sehr wertvolles Geschirr. Der Rost hätte sich bald darüber hergemacht und Löcher hineingefressen. Und von Beulen würde das dünne Blechgerät nur so stroken. Rein, die Emaille gibt ihm erst Kraft und Stärke, Ansehen und Farbe, Dauerhaftigkeit und Haltbarkeit.

Interessant ist die Herstellung der Emaille. Zuerst werden die Massen, die aus Quarz, Feldspat, Borax und einigen Farbstoffen zur Färbung des Materials bestehen, unter hohen Hitze graden geschmolzen. Die sich bildenden Glasflüsse werden dann in Stahltrömmeln geschüttet und zerreiben sich dort während eines ununterbrochenen vierundzwanzigstündigen Rotierens zu einem feinen Mehl. Das wird zu einem Brei gerührt und auf die blechernen Geschirre aufgetragen. Zuerst erhält das Geschirr eine dunkle Grundmasse. Ist diese eingebrannt, wird jene Deckmasse aufgetragen, die in schöner und heller und reiner Farbe strahlt, wie wir es von dem Emaillegeschirr gewohnt sind.

Zuerst wird die Außenseite mit der hellen blauen oder grauen Masse bedeckt. Das sieht fast genau so aus, wie das Glasieren der Tongeschirre. Das Geschirr wird rasch in der Farbe herumgedreht, damit es sich gleichmäßig und ohne stärkere oder dünnere Stellen überzieht. Anders die marmorierten Stücke. Da taucht der Arbeiter ein pinselartiges Instrument in den farbigen Brei und bespricht die Stücke. Durch eine kleine schüttelnde Bewegung läuft die Masse der Tuppen so auseinander, daß von dem dunklen Grund jene feinen Linien mit der weißen Masse zu dem eigenartigen Muster verschwimmen, das „marmoriert“ genannt wird.

In diesem Raum der Emaillegeschirrfabrik kann man wirklich glauben, in einer Töpferei zu sein. Da stehen rund herum auf Gestellen die Gefäße, bis die aufgetragene Masse getrocknet ist. Ist das geschehen, kommt alles Geschirr, das nicht eine kleine Beschädigung erlitten hat, in den Brennofen. Das ist nun allerdings kein derartiger Ofen, wie ihn die Töpfer verwenden. Das Emaillegeschirr wird nicht, wie irdenes Geschirr in offenes Feuer zum Brennen der Glasur gestellt. Um eine Verunreinigung und damit auch Zerstörung des bis zum Erkalten so leicht empfindlichen Emailleüberzuges durch Rauch und Flugasche zu verhindern, wird alles Emaillegeschirr in Muffelöfen gebrannt. Das Feuer berührt also nicht unmittelbar das Geschirr, sondern heizt nur einen gemauerten oder eisernen Raum. In diesem Raum muß allerdings eine höllische Hitze glühen, denn das Geschirr soll in etwa fünf Minuten fertig gebrannt sein. Auf eisernen Roosten, die oben eine scharfe Kante haben, wird es gestellt. Diese scharfen Ranten verhindern, daß der ganze Boden aufliegt und so beim Brennen, in dem die Emaillemasse einen gewissen Schmelzprozeß durchmacht, gedrückt wird.

Wie Prote in einen Backofen werden die Geschirre in einen Ofen geschoben. Nach fünf Minuten kommen sie hellglühend heraus, werden vorsichtig mit langen Eisenstangen von der Rooste geschoben und auf den Steinboden gelegt, wo sie bald erkalten.

Von dort wandern sie wieder zurück in den Emailraum. Nun wird die Innenseite mit einer weißen Masse ausgeschminkt. Die Arbeiter stehen vor einem mit dem Brei gefüllten Gefäß, schöpfen ein wenig von dem Brei in das Geschirr und bewegen es rasch horizontal hin und her. Sie haben darin eine solche Geschicklichkeit, daß in wenigen Sekunden das Geschirr innen gleichmäßig mit der weißen Deckmasse bekleidet ist. Wieder wird das Geschirr auf Brettern fortgetragen, wieder muß es trocknen auf hohen Gestellen, und dann erhält es den letzten Schliff. Junge Mädchen streifen mit einem messerartigen Instrument den unebenen Rand ab und tragen mit einem feinen Pinsel einen dunkelblauen Rand auf. Ist diejer auch getrocknet, dann wandern die Gefäße und Geschirre zum drittenmal zum Brennofen. Haben sie dessen sprühende Hitze abermals überstanden und sind sie hierauf

erkaltet, dann sind sie endgültig fertig. Ein steinartiges, festes Erzeugnis. Und dabei dünn und leicht. So kommt es aus den Fabrikräumen in die Lagerfäle, wo es fortiert und zu hohen Pyramiden aufgeschichtet wird, bis es seinen Weg über die Eisenbahn, die Märkte oder den Laden in die Küche findet.

Da steht es nun als Zeichen moderner Tätigkeit — einfach und doch ein Produkt langer Denprozesse, denn daß die Glasur des irdenen Geschirrs, die nur ein Schutz des gebrannten Tones ist, nun fast zu einem selbständigen Geschirr geworden, das doch um viele Grade haltbarer als das irdene Geschirr ist — das konnte nur die Frucht einer vielseitigen, regsamen, technischen Denarbeit sein. Wer zuerst auf den Gedanken kam, dem Geschirr statt eines tönernen Kernes einen solchen von Eisenblech zu geben, hat unferem modernen Leben gewiß einen bestimmten Zug aufgeprägt — und zugleich damit auch einen modernen Zug geendet: der Zug nach bequemem, sicherem Hantieren, der in unseren Jahren des Hastenden, jagenden Treibens stark hervortreten muß.

Ein grimmiger Feind erstand dem Emailgeschirr vor kurzem in der modernen Medizin. Es hieß, beim Kochen lösten sich kleine Teile der Emaillemasse vom Geschirr ab, vermengten sich mit den Speisen und gelangten so in Magen und Darm des Menschen. Man wollte das so häufige Auftreten gefährlicher Darmkrankheiten in der letzten Zeit durch den kolossal gewachsenen Gebrauch des Emailgeschirrs erklären. Die Technik ist aber inzwischen stetig bemüht gewesen, auch diesem Uebelstand nach Kräften abzuhelfen, und es ist wohl keine Frage mehr, daß ihr auch das Gelingen wird. Im übrigen tut auch in dieser Sache die Sauberkeit wohl das meiste, und das ist der Vorzug des Emailgeschirrs, daß es eine gründliche Reinigung auch bei weniger sorgfältiger Behandlung gut verträgt.

Kleines feuilleton

Der Berliner Weihnachtsmarkt. Vor zwanzig Jahren, am 11. Dezember, dem altgewohnten Tage, wurde der letzte Berliner Weihnachtsmarkt eröffnet. Mit ihm verchwand ein gut Teil charakteristischen Berliner Lebens. Es scheint deshalb interessant genug, zwei Neußerungen alter Berliner über den Weihnachtsmarkt gegeneinander zu halten. Die eine findet sich in der „Chronik von Berlin oder: Berlinische Merkwürdigkeiten“, einem periodisch erscheinenden Blatt, vom 1. Januar 1790. Da schreibt Manlaquatlapalli:

„Der Christmarkt in Berlin nimmt den 1ten December in jedem Jahre seinen Anfang. Das heißt die Breite Straße nebst Schloßfreiheit wird ohngefähr mit 250 Buden besetzt. In der Mitte bleibet immer ein Zwischenraum, daß zwei Wagen bequem nebeneinander fahren und darneben dennoch eine gute Anzahl von Käufern und Spaziergängern laufen können; ohne befürchten zu dürfen, wie in Wien, die Rebe abgefahren zu bekommen.

In den ersten acht Tagen, das heißt von 12.—19. December, ist der Berlinische Christmarkt unerzehlt. Viele Buden stehen nicht auf, und nur eine mittelmäßige Anzahl von Käufern besuchen denselben. Aber vom 20.—24. December ist der Besuch desselben am allerstärksten, wo sich jung und alt, vornehm und reich, in Wagen und zu Fuß einfindet (versteht sich nicht alle auf einmal) und ein jeder das kauft, was er zu versehenen gedenkt. Man muß dem Berlinischen Erfindungsgeist eingestehen, daß er alle Kunst angewendet hat, den Käufern das Geld aus dembeutel zu loden. Vorzüglich zeichnen sich die hiesigen Conditoren durch ihre gekünsteltesten Confituren aus, die durch ihr Badwerk so viel an Farbe als Gesiaht so oft zu verbielfältigen wissen, daß jeder, der nur etwas eine lederhafte Zunge hat, sein Geld gern und willig dahin springen läßt.“

Die andere Neußerung steht in Felix Philippis Jugenderinnerungen:

„Ich habe auf weiten Reisen, die mich durch Deutschland und Italien, Frankreich und Griechenland führten, zahllose Volksfeste gesehen, Volksfeste von blendendem Glanze, von glühenden Farben, von südllicher Tollheit, überflutet von goldigster Sonne: etwas Liebenswürdigeres, Heimlicheres, echt Volkstümlicheres als den alten Berliner Weihnachtsmarkt habe ich trotz der Unfreundlichkeit des nördlichen Klimas und trotz aller Grämlichkeit des Himmels nie wiedergefunden. Schneegebirge, grimmige Kälte oder matschiges Tauwetter spielten keine Rolle. Die letzten vierzehn Tage vor dem Feste, namentlich nachmittags nach Schluß, drängte und drängelte sich, schob sich und stutete durch diesen riesigen Jahrmarkt eine unabsehbare fröhliche, erwartungsvolle und launlustige Menge. In dieser Budenstadt, obwohl ganz manierlich in Straßen eingeteilt, konnte man sich schon leicht verirren. Da reichte sich Bude an Bude, manche reell gezimmert, viele nur lustig mit einem Plan bespannt, große Dellampen gossen ihr rötlich schimmeriges Licht über all die Herrlichkeiten, die da sein läuferlich ausgebreitet alt und jung, reich und arm, hoch und niedrig, in Entziden verfesten. Und welche Herrlichkeiten! Poptausend, davon haben Sie gar keine Ahnung; Leinwand aus Schlessien und lange Schäftestiefel aus Kalau, Puppen mit blödsinnigen Gesichtern und einhenkelige Porzellanbajen zu intimen Zween, lug varierte Bettbezüge und taubstumme Kanarienvögel, Pappfiguren und echte Perzelmützen aus Lampes edlern Zell, Oratpfannen und Müderts „Liebesfrühling-Seife“, die nach ge-

bratenen Heringen roch, und Heringe, die nach Seife schmeckten, gestricke Hosensträger mit der in Wolle gestickten ersten Mahnung „Bleibe mich treu“ und feinsten französischen Rotwein — darauf kann ich mein Ehrenwort geben — Bordeaux Schloßabzug, die Flasche 7½ Silbergroschen. Und die Damen, die alle diese Schätze feilboten, alle Achtung! Das waren nicht die Ladies mit dem hohen Stehfragen, denen man heute in den Magazinen begegnet; o nein! Das waren Frauen, die ihre sehr runden Formen durch zahllose Umschlagelichter noch vorteilhafter gehoben hatten, die, das glimmende Kohlenbeden rechts und die dampfende Kaffeekanne links, schwadronierten und schmeichelten, feilschten und schimpften. Die jungen Mädchen suchten sie durch ein „Kooften Se, Madamsen,“ zu ködern, die alten Jungfern durch ein „Na, scheenet Fräulein, wat for'n Schag?“ zu loden. Ja, so eine Bande war das! — Und dieser Höllelärm von Knarren und Wähschäfschen, von quietschenden Puppen, von Trompeten, Trommeln und Drehorgeln, und diesem Schmalzge — na, sagen wir — geruch aus all den Pfannkuchenduden, und die ganze lustige, lustige und lustige Stadt durchdrängt und durchflutet von seligen Kindern und glücklichen Eltern, und von der Parochial-, der Getraudten- und Nikolairirche tönen feierlich und doch fröhlich die Glocken herüber in den kalten Winterabend.“

Geologisches.

Das Alter der Erde. Es ist heute merkwürdigerweise fast ganz vergessen, daß von den Schöpfungsgagen der alten Welt nur die jüdische, die mit der Bibel stillschweigend von der Kirche aufgenommen wurde, das Alter der Erde auf einige tausend Jahre schätzt. Sowohl die alte deutsche Weltanschauung wie Römer, Griechen, Aegyptier und Babylonier nahmen übereinstimmend ungeheure Zeiträume für die von ihnen vorausgesetzte Schöpfung der Erde an.

Die Vorstellungen der alten Welt berühren sich in diesem Punkte wieder mit denen des modernen Menschen, der sich daran gewöhnt hat, sein eigenes Dasein auf Erden bereits nach Jahrmillionen zu schätzen, dem Fall selbst aber, den er bewohnt, ein unermehliches, kaum vorstellbares Alter zuzuschreiben. Diese Vorstellung rührt von den Erkenntnissen der Geologen her. Denn wenn sie beobachteten, daß zum Beispiel das Delta des Mississippi in einem Jahr um kaum den Bruchteil eines Dezimeters wuchs, so war dadurch klar geworden, daß das ganze weit ausgebehnte Mündungsgebiet dieses Stromes zu seiner Bildung weit über hunderttausend Jahre gebraucht haben muß. Das Mississippi-Delta aber mutet im Vergleich zu anderen Erscheinungen der Erdeinde als eine der allerjüngsten Bildungen an. Aus anderen Beobachtungen erkannte man, daß der Kalkschlamm sich in den Meeren nur überaus langsam absetzt; kaum ein Millimeter im Jahr. Da man nun in den Alpen und anderswo solche Meereskalkschichten von mehreren tausend Metern Mächtigkeit findet, war dadurch von selbst die Bildungsdauer einer solchen Ablagerung auf mehrere Jahrmillionen abgelesen. Und so gelangte man bald von dieser bald von jener Naturtatsache ausgehend zu Schätzungen über das Alter der Erde, die alle einen gewissen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit haben.

Eine der vertrauenswürdigsten derartigen Schätzungen bezieht sich auf den Salzgehalt der Weltmeere. Da die Wasserhülle der Erde älter ist als die Festländer, und ihr Salzgehalt nur durch Auslaugen der Kontinente zustande kam, man aber genau weiß, wieviel Salz dem Meere jährlich mit den Flüssen zugeführt wird, konnte man daraus einen Rückschluß von der Salzmenge im Meer auf die Dauer dieser Auslaugung wagen. Und man fand auf diese Weise, daß die Erde höchstens seit hundert Millionen Jahren in der gegenwärtigen Form besteht.

Seit der Entdeckung des Radiums hat man aber eine neue Möglichkeit für solche Schätzungen entdeckt. Man weiß, wieviel Helium ein uranhaltiges Gestein in einem Jahr absondert. Man braucht also nur die in einem Gestein gefundene Heliummenge durch diese Zahl zu teilen und erhält dann eine Zahl, welche das Alter des betreffenden Gesteins angibt. Auf diese Weise fand man, daß Gesteine aus der Steintohlenzeit 340 Millionen Jahre alt seien, ja, man entdeckte, daß die „Präkambriumzeit“, d. h. jene, die vor dem Auftreten der ältesten Verteimerungen liegt, über 1500 Millionen Jahre betragen habe.

Dieser große Widerspruch zwischen zwei Naturdokumenten von gleicher Glaubenswürdigkeit raubte beiden Schätzungen den Kredit.

Nun zeigt neuestens Prof. F. Brown in der „Science“ (1913) eine Möglichkeit, wie man sie dennoch miteinander in Einklang bringen könne. Er geht dabei von der Ansicht aus, daß sich an der Radiummethode nicht rütteln lasse, wohl aber an dem Zeugnis, das der Salzgehalt des Meeres ablegt. Wir sind durch die Umwandlung des Radiums in Helium zu der Ueberzeugung gekommen, daß sich auch die Elemente entwickelt haben, daß also auch das Natrium, der Hauptbestandteil des Meeressalzes, aus einem anderen Element entstanden sei. Wenn man nun annimmt, daß sich dieser Natriumbildner nur auf dem Festland, nicht aber im Meerwasser befand, würde es sich erklären, warum das Meer so wenig Natrium enthält. Einfach deshalb, weil erst in neuerer Zeit sich das Natrium gebildet hat und als Salz in das Meer geschwemmt wird. Das Meer wäre also nach dieser Ansicht in den ältesten Zeiten der Erdgeschichte fast ganz salzlos gewesen.